

Grundsätze und Praxis ökumenischer Publizistik

Aus römisch-katholischer Sicht

VON MANFRED PLATE

Der Beginn der 150 Jahre katholische Presse in Deutschland — und nur von der deutschen Situation wollen wir hier sprechen — ist nicht gerade von einem ökumenischen Titel geprägt. Im Januar 1821 erschien im Verlag der Simon Müller'schen Buchhandlung in Mainz eine Zeitschrift, mit der das anfängt, was man später „Presse aus katholischer Weltanschauung“ genannt hat. Ihr Titel lautete: „Der Katholik“. Der Salzburger Kommunikationswissenschaftler Professor Michael Schmolke bezeichnet ihn in seiner Habilitationsschrift („Die schlechte Presse. Katholiken und Publizistik zwischen ‚Katholik‘ und ‚Publik‘“, Münster 1971, S. 15) als programmatisch für die damalige geistige Haltung: er habe „ganz dezidiert“ der Eingrenzung gedient, also dem Aufbau eines integralen, innerkatholischen Ghettos. Auf dem Titelblatt der berühmten, bis 1918 bestehenden Zeitschrift stand ein Wort des heiligen Bischof Pacian (gest. vor 392): „Christianus mihi nomen, *Catholicus* cognomen“, auf der Rückseite war Mt 16, 18 zu finden („Du bist Petrus ...“) und schließlich ein Wort von Augustin, das sich gegen die Feinde der Kirche wendet. „Hier taucht er zum ersten Mal auf: *der Feind*. Seine Abwehr sollte ein Hauptmotiv katholischer Publizistik des 19. und 20. Jahrhunderts werden“ (Schmolke).

Zu den Feinden der katholischen Kirche gehörten natürlich auch die Irrlehrer, besonders die Protestanten, die mit dem alles Katholische unterdrückenden Staat, vor allem in Preußen, das Bündnis von „Thron und Altar“ eingegangen waren. Sowohl im Streit um die Mischehenfrage bei den Kölner Wirren 1837 wie auch in allen späteren kulturkämpferischen Auseinandersetzungen, die im 19. Jahrhundert ein Hauptfeld katholischer Publizistik darstellten, war der „Feind“ nicht irgendein Staat, sondern ein protestantisch geformter und geprägter.

Aber nicht nur der Staat war Hauptfeind — auch der liberale und laizistische Zeitgeist war es, der im Gefolge der Aufklärung konfessionelle Irenik (noch nicht Ökumenik) predigte. Auf keinen Fall sollte die nun erstrebte klare und eindeutige katholische Position durch ein falsches Toleranzdenken „verwässert“ werden. Jene konservativen Kreise aus den evangelischen Kirchen, die bei dieser Zielsetzung durchaus mit im Bunde hätten sein können (gegen theologischen Liberalismus und verflachtes Kultur-Christentum), wurden allerdings nicht zu Kampfgenossen gewonnen — zu tief waren seit Aufklärung und Romantik, wo noch

manche interkonfessionellen Bewegungen schöne Fruchtbarkeit geschenkt hatten, die Gräben zwischen den Kirchen aufgeworfen. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes aus dem Jahre 1870 schien dann für lange Zeit die letzte Möglichkeit einer ökumenischen Verständigung zu verbauen.

So gehörte die konfessionelle Apologetik zu einem beherrschenden Zug der katholischen Publizistik, was natürlich ähnlicher Praxis auf evangelischer Seite entsprach. Noch heute hat diese Tradition hüben und drüben ein gewisses Gewicht, auch wenn dies verbal und manchmal sogar scheinheilig abgestritten wird. Sogar in amtlichen Pressediensten gehört es zum guten Ton, daß man ab und zu recht gern einem tüchtigen Konfessionalisten das Wort erteilt.

Beginn einer neuen Phase

Im Jahr 1918 stellte „Der Katholik“, geschwächt und veraltet, sein Erscheinen ein. Eine neue Generation von Katholiken begann aus dem Ghetto, das mühsam genug gezimmert worden war, wieder auszuwandern. Symbol für diesen neuen Weg, der nach langen Mühsalen beim Zweiten Vatikanischen Konzil endete, wurde wieder eine publizistische Tat: die von Karl Muth im Jahr 1903 gegründete Zeitschrift „Hochland“. Sie trug den bezeichnenden Untertitel „Für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst“, und das hatte selbstverständlich eine Öffnung zur evangelischen Kirche, Theologie und schließlich auch zur wachsenden Ökumene — einschließlich der Ostkirchen, die in den zwanziger Jahren betont in das Blickfeld der Katholiken traten — zur Folge. Trotz römischer und kirchenamtlicher Verbote — in vielen Priesterseminaren war es den Theologen untersagt, das „Hochland“ zu lesen — wuchs nach dem Ersten Weltkrieg eine Gruppe von Laien und Theologen heran, die als Pioniere der ökumenischen Bewegung eingestuft werden können. Schon 1919 gründete Max Josef Metzger seinen Christkönigsbund, der auf katholischer Seite den „Una-Sancta-Gedanken“, wie man damals sagte, zum Durchbruch verhelfen wollte.

Diese Kreise waren schriftstellerisch sehr rege und dürfen auf katholischer Seite als erste ökumenische Publizisten genannt werden. Neben dem „Hochland“, wo sie vornehmlich zu Wort kamen und auch allmählich öffentliche Meinung bildeten, gab es weitere Organe, die sich dem ökumenischen Gedanken zur Verfügung stellten, Zentrumszeitungen wie die „Rhein-Mainische Volkszeitung“ oder die „Augsburger Postzeitung“, aber auch einzelne Kirchenblätter, in denen aufgeschlossene Redakteure arbeiteten. 1932 gründete Robert Grosche die Zeitschrift „Catholica“, die in erster Zielsetzung das theologisch-ökumenische Gespräch anregen wollte, aber bewußt den Untertitel „für kontroverstheologische Fragen“ wählte.

Für diese ganze Phase ist zu bemerken, daß man angesichts der kirchenamtlichen Verbote und Vorbehalte als katholischer Publizist in Sachen Ökumene äußerst vorsichtig vorging, um die kirchliche Plattform, die man suchte und brauchte, nicht zu verlieren. Es wäre ein tragisches Mißverständnis, diese vorsichtige Haltung katholischer Ökumeniker in jenen Jahren als Taktik mißzuverstehen. Es ging nicht darum, die amtliche Kirche oder das „Milieu“, den „Katholizismus“, ökumenisch zu überlisten oder zu unterwandern. Sondern Treue zur Kirche und Mut zur Zivilcourage, wie der Jesuit Max Pribilla einmal schrieb, sollten sich verbinden mit dem publizistischen Einsatz für eine Sache, die man als vordringlich erkannt hatte.

Zielpunkt dieser Arbeit war vor allem der innerkatholische Bereich. Dieser sollte für das ökumenische Anliegen geöffnet, überzeugt, bereitet werden; Mißtrauen mußte zerstreut, Vertrauen aufgebaut, Verdächtigung abgewehrt werden. Kleinste, bescheidene Schritte wurden da schon zu Meilensteinen. Zuerst: daß konfessionelle, auch geschichtliche Vorurteile überwunden wurden, zum Beispiel was die Gestalt Martin Luthers betraf. Wer ein entsprechendes Buch in einem kirchlichen Organ objektiv oder positiv besprach, hatte der ökumenischen Bewegung gewiß schon einen großen Dienst geleistet. Objektive Nachrichten ohne konfessionalistischen Unterton über Vorgänge in den nichtkatholischen Kirchen wurden ebenso zu einem Mittel, die innerkirchliche Meinung zu beeinflussen, wie wohlwollende Berichte über ökumenische Treffen und Tagungen — wobei es nicht störte, daß immer und immer wieder die Loyalität zur eigenen Kirche und ihren Anordnungen unterstrichen wurde. Auch über theologische Ereignisse, etwa den Römerbriefkommentar von Barth, konnte in der breiteren Kirchen- und katholischen Presse mit ökumenischer Absicht referiert und damit ein Einblick in die tieferen Fragen, die alle Christen gemeinsam angien, vermittelt werden.

Dieser allmähliche Durchdringungsprozeß der katholischen Presse mit ökumenischem Geist war ein Werk einzelner, aber hochbegabter Persönlichkeiten, die sich vor allem durch die Qualität ihrer Beiträge ein Ohr verschafften. Auf der anderen Seite gab es die vielen kleinen, gutwilligen Redakteure, die oft unter großen Schwierigkeiten in ihrem Blatt ökumenische Kärnerdienste leisteten. Eine durch sie eingeführte und gut redigierte Nachrichtenspalte mit Titeln wie „Aus der evangelischen Welt“ oder „Aus der Ostkirche“ war da mindestens ebenso wichtig wie der vieldiskutierte und umstrittene Leitartikel eines Prominenten. Auf jeden Fall ist festzuhalten, daß in den zwanziger und dreißiger Jahren die Verbreitung und die Verankerung des ökumenischen Willens in einer breiteren Schicht von Katholiken ohne ausdauernde, geduldige, alle Schwierigkeiten überwindende publizistische Anstrengung nicht gelungen wäre. Es ist tatsächlich so, wie Hans-Wolfgang Heßler in seinem Beitrag „aus evangelischer Sicht“ erklärte:

Ökumene und Publizistik leben von Anfang an in einer guten Bundesgenossenschaft, haben eine „außerordentlich enge Beziehung“ und sind „in besonderer Weise aufeinander angewiesen“.

Von der „Una-Sancta“-Bewegung zum Zweiten Vatikanischen Konzil

Während man für die zwanziger und dreißiger Jahre kaum sagen kann, daß die ökumenisch orientierte katholische Publizistik wesentlich über die Grenzen der eigenen Kirche hinausgewirkt hat, wird dies seit 1945 anders. Für dieses Jahr muß wieder eine bedeutende Zeitschriftengründung genannt werden: die der heute im 32. Jahrgang stehenden „Una-Sancta“-Hefte aus Niederaltaich. Sie stellten einen entscheidenden Durchbruch dar. Nun wurde nicht mehr nur „über“ Ökumene geschrieben, sondern es wurde Ökumene praktiziert, das heißt: das Forschen und Fragen, die Durchleuchtung der theologischen, kirchlichen und praktischen Probleme wurden gemeinsam und aufgrund einer neuen Perspektive unternommen, in dem Bewußtsein, daß nur so echte geistliche Gemeinschaft, *communio*, gestiftet wird. Mit dem heutigen Modewort könnte gesagt werden: eine neue Dimension wurde erreicht. Von Anfang war es Gesetz bei „Una-Sancta“, daß Autoren aller Kirchen, nicht nur Katholiken, die Artikel schrieben, obwohl die Unternehmung selbst ohne allen Zweifel katholisch blieb, einen katholischen Beitrag zum Ganzen darstellte. Dabei war die publizistische Situation nach dem vatikanischen „Monitum“ des Jahres 1948 und der ein wenig offeneren „Instruktion“ des Jahres 1949 nicht einfacher geworden. Abt Laurentius Klein beschrieb das Jahr 1958, als Pius XII. gestorben war, so: „Beim Tode Pius XII. stand die ganze ökumenische Angelegenheit in der katholischen Kirche noch auf so schwachen Füßen, daß man befürchtete, der neue Papst könne dem Erreichten leicht ein Ende bereiten“ (in: „Das Ringen um die Einheit“, Trier 1967, S. 100).

Für Deutschland ist freilich zu bemerken, daß inzwischen der ökumenische Gedanke in der katholischen Publizistik bis auf wenige Ausnahmen so festen Fuß gefaßt hatte, daß eine Änderung zum Schlechten kaum mehr wahrscheinlich war. Bedeutende Zeitschriften wie die „Herder-Korrespondenz“, „Wort und Wahrheit“ oder die „Orientierung“ behandelten ökumenische Fragen offen, wohlwollend und gleichsam selbstverständlich. Anspruchsvolle Wochenblätter wie „Michael“ oder „Der christliche Sonntag“ galten als besonders aufgeschlossen und gewährten der Ökumene breiten Raum — ohne falschen Zungenschlag. Aber auch konservative Organe wie „Echo der Zeit“ oder der „Rheinische Merkur“ standen grundsätzlich auf seiten der ökumenischen Bewegung. Gewiß wurde immer wieder — auch in der eigentlichen Kirchenpresse — nur Konfessionskunde getrieben, oder man begnügte sich mit allgemeinen Absichtserklärungen, die Einheit „heiß“ zu wünschen, aber gehässige Ausfälle und Polemiken, früher an der

Tagesordnung, waren so gut wie verschwunden. Die Ausnahmen bestätigten nur die Regel. Als das Konzil mit seinem Dekret über den Ökumenismus im Jahr 1964 den amtlichen Durchbruch erreichte, brauchte sich die katholische Presse Deutschlands nur in den seltensten Fällen „überrascht“ zu zeigen.

Es ist schwer zu sagen, ob diese Presse-Wirklichkeit zwischen 1945 und 1964 nur ein Abbild der jeweiligen allgemeinen Stimmungslage war oder ob man ihr einen aktiven Anteil am sichtlichen ökumenischen Umwandlungsprozeß bescheinigen kann. Es ist der alte Streit, ob Presse Bewußtsein widerspiegelt oder bildet. Mit Leon Festinger darf man vielleicht festhalten, daß Publizistik in der sozialen Kommunikation auf jeden Fall eine Art Verstärkerfunktion ausübt, das heißt, vorgefundene Bewegungen und Meinungen durch Publizierung und damit Multiplikation zu einer breiteren und intensiveren Wirksamkeit verhilft. Ohne Zweifel ging die Hauptwirkung innerhalb der geschilderten innerkatholischen ökumenischen Publizistik von einigen „opinion leaders“ aus. Das 1957 gegründete evangelisch-katholische Publizistentreffen, das jährlich die öffentliche Meinung beeinflussende Tagungen abhielt, muß für diese Phase ebenfalls als wichtiger Multiplikator genannt werden.

„Inter mirifica“ und „Communio et progressio“

Als nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils die ökumenische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche ihren Pioniercharakter verlor, änderte sich freilich auch die Situation. Sie wurde verwirrender und weniger übersichtlich als früher. Man kann nicht nur von Fortschritten sprechen und noch weniger von einer geradlinigen Entwicklung, wie sie für die frühere Etappe durchaus feststellbar ist. In diesen Jahren wuchs auch die Bedeutung von Funk und Fernsehen und anderer Medien wie Schallplatte und Tonband, die von anderen Voraussetzungen her wirken als die Presse. Dieser Bereich kann hier nur angedeutet und nur insofern behandelt werden, als auch ihn die allgemeinen Grundsätze und Forderungen betreffen, um die es, wenn wir nach der weiteren Entwicklung fragen, gehen muß.

Die nachkonziliare Erneuerung der katholischen Kirche betraf nicht nur, auch wenn dies ein Hauptgebiet war, die ökumenische Bewegung, sondern vielfältige und breit ausgefächerte Bereiche des theologischen und kirchlichen Lebens. Eine Fülle von Aufgaben — in Liturgie und Seelsorge, in Kirchenverfassung und Theologie, im Verhältnis zu den politischen und gesellschaftlichen Realitäten — mußte bewältigt werden. Das im Dezember 1963 beschlossene *„Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel“* (*„Inter mirifica“*) stellte einen Teil dieses riesigen Reformprogramms dar — freilich erschien Text und Inhalt dieses frühen Konzilsdokuments, das das Verhältnis der Kirche zu den öffentlichen Medien

neu bestimmen wollte, weithin unbefriedigend. Die amtliche Kirche selbst wie auch die katholischen Publizisten vergaßen bald diesen unerheblichen Text (ein Beispiel, daß die Wirkung von Konzilsdokumenten auch von der Rezeption durch die Kirche mitbestimmt wird). Die Forderung, das auf dem Konzil Versäumte — die wirkliche Anerkennung der besonderen Eigenart der modernen Massenkommunikation und die Öffnung der Kirche für deren Gesetze — nachzuholen, wurde zur Überraschung vieler im Mai 1971 erfüllt: die *Pastoralinstruktion „Communio et progressio“* ist zwar formal nur ein Ausführungsbeschluß zum Dekret des Zweiten Vatikanums, in Wirklichkeit aber revidiert und ergänzt sie jenen Text in entscheidenden Partien (vgl. „Kirche und Publizistik“, hg. von F.-J. Eilers, Karl Höller, Josef Hosse und Michael Schmolke, Paderborn 1972, Kommentare und Text in deutscher Übersetzung). Dieses vatikanische Dokument, nicht der Konzilstext, stellt heute für den katholischen Publizisten das Richtlinienkompendium dar. Schmolke hat es eine „ebenso bescheidene wie taktvolle Ideen-Modernisierung“ genannt. Vor allem ist hervorzuheben, daß alle Reste von Ghetto-Mentalität und apologetischer Abwehrhaltung eliminiert sind und die katholischen Publizisten grundsätzlich aufgefordert werden, eine positive Grundhaltung zur Welt der modernen Massenkommunikation einzunehmen.

Die ökumenische Seite wird — wenn auch in sehr allgemeiner Weise (in den Nummern 96 bis 100) — ebenfalls angesprochen. „Die Instrumente der sozialen Kommunikation werden ihren Beitrag zum menschlichen Fortschritt nicht leisten, wenn sie nicht die harten Probleme und die Hoffnungen unserer Zeit aufgreifen, und zwar in einer umfassenden Zusammenarbeit aller Menschen, die an den lebendigen Gott glauben, insbesondere derer, die durch die Taufe verbunden sind, wie es die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils über den Ökumenismus und die nichtchristlichen Religionen lehren.“ Die Zusammenarbeit mit „allen Menschen guten Willens“ wird mehrmals und eigens gefordert, die Phantasie wird ermuntert, vielfache Wege der Zusammenarbeit zu gehen, sogar gemeinsame Aktionsprogramme und „gemeinsame Anstrengungen zur Finanzierung“ werden als hilfreich angesehen (Nr. 100). Von amtlicher kirchlicher Seite steht damit einer engsten ökumenischen Kooperation katholischer Publizisten mit Kollegen und Organen aus anderen Kirchen nichts mehr im Wege.

Seit „Communio et progressio“ sind sechs Jahre vergangen. Für die katholische Presse Deutschlands ist diese Zeit eine Zeit der Krisen geworden. Wenige Monate nach dem Erscheinen von „Communio et progressio“ war die erste Niederlage zu verzeichnen: die Wochenzeitung „Publik“, mit der große Hoffnungen verbunden waren und die sich durch einen hohen Grad ökumenischer Aufgeschlossenheit auszeichnete, mußte ihr Erscheinen einstellen. Die anderen katholischen Blätter hatten ebenfalls hart zu kämpfen, die Auflagen sanken, die nachkonzi-

liare Krise der katholischen Kirche zog ihre Kreise. Nach dem ökumenischen Pfingsttreffen in Augsburg, gleichfalls im Schicksalsjahr 1971 abgehalten, begannen die amtlichen Stellen der katholischen Kirche die ihrer Meinung nach überbordenden ökumenischen Aktivitäten sichtlich zu bremsen. Schwierigkeiten, die sich aus rein praktischen Gründen der ökumenischen Zusammenarbeit im Pressebereich ergaben, erwiesen sich ebenfalls als nicht leicht zu überwinden. Die kirchlich und christlich orientierte Presse Deutschlands arbeitet also weiterhin auf konfessioneller Basis, kein „ökumenisches“ Blatt ist erschienen, wenn man von kleineren Publikationen, die durch ökumenische Gruppen („action 365“, Gemeinschaft von Taizé) herausgegeben werden, absieht.

In jüngster Zeit hat sich sowohl im Inneren wie im Äußeren die Lage der katholischen Kirche so stabilisiert, daß man fast sagen kann: die nachkonziliare Phase ist beendet und eine Plattform erreicht, von der nach neuen Zielen ausgeschaut werden kann. Auch die katholische Presse beginnt sich von ihren Krisen zu erholen. Sie hat nicht nur ihr publizistisches Niveau erhöht, sondern auch ein Selbstverständnis gefunden, das dem Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils voll entspricht. Die Deutsche Bischofskonferenz hat Programme entwickelt, um das Loch, das „Publik“ hinterlassen hat — wenn auch in einem bescheidenen Rahmen —, zu stopfen. Eine „Mediendienstleistungsgesellschaft“ wurde gegründet. Die „Katholische Nachrichten-Agentur“ (KNA) wurde ausgebaut, für die ökumenische Sache ist vor allem der wöchentlich erscheinende Sonderdienst „Ökumenische Information“ (Redaktion: Karlheinz Schuh) zu nennen. Regionale Blätter und Kirchenzeitungen kooperieren mit evangelischen Organen (Bild- und Textbeiträge, teure Farbseiten, Anzeigenwerbung usw.), kirchliche Öffentlichkeitsarbeit wird von Anlaß zu Anlaß gemeinsam betrieben, Verlagskooperation ist weithin selbstverständlich. Wenigstens notiert sei die Tatsache, daß in der Tagespresse es heute selbstverständlich geworden ist, daß wenigstens ein Redakteur Fachmann für kirchliche und theologische Fragen ist, wobei konfessionelle Momente kaum noch eine Rolle spielen.

Heute und Morgen: ein Beschluß der Gemeinsamen Synode

Was ist aus katholischer Sicht für die ökumenische Pressearbeit von heute und morgen vordringlich? Man könnte es so ausdrücken: ein gewisser Formalismus, der in der ökumenischen Kooperation noch tonangebend ist, müßte überwunden werden, um die tieferen Gesichtspunkte, die allein die ökumenische Sache voranbringen können, publizistisch stärker wirksam werden zu lassen. Man kann täglich beobachten, wie auf evangelischer und katholischer Seite (und auch auf orthodoxer, aber eine nennenswerte orthodoxe Presse in deutscher Sprache gibt es nicht) trotz allen guten Willens das konfessionelle Erbe weiterhin, oft in recht

sublimen Weise, an der Erhaltung der bestehenden Trennungswänden sich interessiert zeigt. An neuralgischen Punkten sind solche Ressentiments leicht zu beobachten. Man kann sie zum Beispiel gut an einfacher Berichterstattung wie über Nordirland oder den Vatikan erkennen. Mißstände in den anderen Kirchen werden schärfer und kälter behandelt als in der eigenen. Ein besonders beliebtes Mittel: den anderen als hoffnungslos veraltet, als reaktionär-konservativ erscheinen zu lassen, damit das Licht der eigenen Kirche dann um so besser leuchte.

Die „Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“, die von 1971 bis 1975 ein beachtliches regionales Reformprogramm entwarf, hat sich mit der ökumenischen Seite der Publizistik von heute nicht beschäftigt. Sie hat aber in dem Beschluß „*Pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit*“ (November 1974) ein so wertvolles Kompendium praktisch-ökumenischen Verhaltens erarbeitet, daß es ohne große Schwierigkeiten auf die Situation des Publizisten übertragen werden kann. Wir möchten hierzu aus dem Abschnitt „Notwendige Schritte und Verhaltensweisen auf dem Weg zur Einheit“ (5.2) einige Passagen herausgreifen, die uns für eine ökumenisch orientierte Pressearbeit aus katholischer Sicht im Augenblick hilfreich erscheinen:

„Ökumenische Zusammenarbeit erfordert eine umfassende gegenseitige Information, um einander verstehen und kennenlernen zu können.

Der Information muß die Bereitschaft entsprechen, Vorurteile, Verallgemeinerungen und Mißverständnisse abzubauen. Christen verschiedener Konfessionen sollen so übereinander sprechen, daß jederzeit die Partner zuhören können, ohne sich und ihre Sache verzerrt oder entstellt zu finden. Es gilt vor allem aufzuzeigen, wo Differenzen in Randfragen das Verhalten der Christen zueinander stärker beeinflussen als die Gemeinsamkeiten in der Mitte des Glaubens. Nicht-theologische, zum Beispiel ethnische, soziale und psychologische Hindernisse für eine Kircheneinigung müssen aufgedeckt und überwunden werden.

Die Glaubenspaltung im 15. und 16. Jahrhundert hat in der Geschichte der Christenheit tiefgreifende Wirkungen hervorgerufen, die bis in die Gegenwart reichen. Die Gründe, die zur Trennung geführt haben, und die vielfältigen Folgen, die daraus entstanden sind, müssen aufgearbeitet werden, Leben, Lehre und Überlieferungen der Kirchen der Reformation dürfen uns nicht fremd bleiben. Weil Deutschland eines der Ausgangsländer der Kirchenspaltung ist, sind die gläubigen Christen in Deutschland der gesamten Christenheit besondere Bemühungen um die christliche Einheit schuldig.

Stärker als bisher müssen wir uns auch mit der Geschichte der orthodoxen und altorientalischen Kirchen bekannt machen. Glieder dieser Kirchen leben heute in großer Zahl als ausländische Arbeitnehmer, Studenten und Emigranten unter uns. Ohne den Halt einer bodenständigen Gemeinde erwarten sie unser Ver-

ständnis für die Traditionen, in denen ihr Glaube verwurzelt ist und sich darstellt. Wenn wir uns ihnen öffnen, wird die Begegnung mit ihnen auch uns eine Bereicherung bringen und uns eine neue Dimension der ökumenischen Arbeit erschließen.

Ein gegenseitiges Sichkennenlernen, wie es hier gefordert ist, setzt Berührungspunkte in vielen Lebensbereichen voraus... So wächst ein Gespür für die vielfältigen geistlichen Quellen, aus denen der Glaube in den verschiedenen Traditionen seine Kraft schöpft.

Dieses Gespür bedarf der Vertiefung im ökumenischen Dialog, um die schon bestehende Gemeinschaft und die Übereinstimmung im Verständnis der christlichen Offenbarung bewußt zu machen, aber auch, um die Eigenart der verschiedenen christlichen Traditionen klarer zu erfassen und das Anderssein der getrennten Kirchen als Frage und Herausforderung an die eigene Kirche aufzunehmen...

Voraussetzung für den ökumenischen Dialog ist bei allen Partnern die Bekehrung des Herzens und das Nachdenken darüber, was in der eigenen Kirche zu erneuern ist, um in ihrer Verkündigung und im Leben ihrer Glieder die Verbundenheit mit Christus überzeugender zum Ausdruck zu bringen...“

Man würde nicht die Wahrheit sagen, wenn man erklärte, diese Grundsätze seien in der katholischen Publizistik von heute selbstverständlich.